

sehr schwere Erkrankung vor einigen Monaten lebhaft Theilnahme erweckte, ist wieder bettlägerig, doch scheint zu Bedenken kein Anlaß glücklicherweise vorzuliegen, der an einer Herzaffection leidende Großherzog von Oldenburg scheint ziemlich angegriffen zu sein, und endlich der Großherzog von Sachsen-Weimar. Das Befinden des hochbetagten Herrn bleibt andauernd ernst, wenn auch die Bulletin zeitweise etwas günstiger lauten; aber es ist zu befürchten, daß ein neuer Schwächeanfall, wie der, welcher in der Nacht zum Montag eintrat, eine sofortige Katastrophe herbeiführt. Augenblicklich genügt die Nahrungsaufnahme, das Fieber ist nur gering, auch erfreut sich der greise Herr zeitweisen Schlafes, aber — jede Stunde kann ebensogut eine neue ungünstige Wendung kommen.

In Bayern sollen die in der preußischen Armee neu einzuführenden Maschinengewehre vorläufig nicht zur Verwendung gelangen. Man will erst die mit dieser Waffe gemachten Erfolge abwarten.

Von neuen englischen Anklagen gegen den deutschen Oberbefehl in China weiß die „Voss. Ztg.“ zu berichten: In einem langen Peking Telegramm der „Times“ wird lebhaft über die Weise geklagt, in welcher die deutschen militärischen Operationen in Tschili ausgeführt werden. Unterschiedslos würden Schuldige und Unschuldige bestraft, Contributionen würden in ruhigen Städten und Dörfern erhoben und so die Autorität der lokalen Behörden vernichtet. Die „Times“ bemerken dazu, die durch diese Härte verursachte üble Nachrede schädige auch den Ruf der Briten, von denen es allenthalben heiße, daß sie dem Oberbefehl Waldersees untergeordnet seien, obwohl dieser keinen englischen Offizier zu Rathe ziehe. Es entstehe die Frage, ob man nicht lieber sich von Waldersees Oberbefehl trennen solle. Offenbar verbirgt sich hinter diesen Anklagen und Drohungen gekränktes englisches Selbstgefühl. Wenn die Vorwürfe gegen den Grafen Waldersee begründet wären, so würden sie mindestens auch von anderer Seite erhoben sein, was nicht geschehen ist. Wir lernen die wahre Freundschaft der britischen Völkern damit wieder einmal kennen.

Die Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan von Marokko scheinen zum guten Abschluß gekommen zu sein. Eine Meldung aus Marakesch besagt, der deutsche Gesandte habe unmittelbar vor Weihnachten die Residenz des Sultans überaus zufrieden mit den Ergebnissen seines Besuchs verlassen, da alle Forderungen Deutschlands befriedigend beglichen wurden.

Oesterreich-Ungarn.

In Oesterreich finden morgen, Donnerstag, die allgemeinen Wahlen zum Reichsrath in Wien statt. Die Hoffnung, daß nun endlich ein arbeitsfreudiges und arbeitsfähiges Parlament zusammenkommen wird, kann nach wie vor nur als eine recht geringe bezeichnet werden.

Frankreich.

Gleich nach Wiederauftritt der Kammern im neuen Jahre soll die Regierung wegen der Zwistigkeiten mit dem Vatikan, die aus dem neuen scharfen französischen Vereinsgesetz entstanden sind, interpellirt

werden. Die ministeriellen Organe bezweifeln nicht, daß der Ministerpräsident Waldeck-Roussieu die Kammermehrheit gewinnen und sich am Ruder zu halten wissen wird. Nun, gar zu sicher soll man nie sein.

Mit großer Befriedigung verzeichnet die französische Presse die Nachricht, daß ein italienisches Geschwader sich im Laufe des Monats April nach Nizza begeben wird, um den Präsidenten Loubet zu begrüßen, der zu jener Zeit an der Riviera verweilen wird.

Die französische Regierung scheint entschlossen, sich von unbotmäßigen Militärpersonen nichts mehr bieten zu lassen. So hat auch Major Cuignet, der in diesen Tagen so viel von sich reden machte, vom Kriegsminister 60 Tage erhalten. Das Kriegsgericht wollte ihn laufen lassen.

Sien.

Die zum Jahreschluß aufgetauchte Meldung, die chinesische Regierung habe alle Bedingungen des Friedensvertrags angenommen, hat sich natürlich sofort als eitel erwiesen, und damit ist die Hoffnung auf eine baldige schnelle Heimkehr aus Ostasien wieder zu Wasser geworden. Die Kaiserin von China, der alte Oberbrache, der noch immer die Seele von Allem ist, was bei den Chinesen geschieht, hat, um einen abendländischen Ausdruck zu gebrauchen, die Bedingungen principiell für discutabel erklärt, weiter nichts, was also davon in Thaten umgesetzt werden, und was auf dem Papier stehen bleiben soll, bleibt einer ferneren Zukunft überlassen. Nachdem die Vertreter der Mächte dem Prinzen Tsching des Friedensschritts überreicht haben, anstatt diesen ordentlich bitten zu lassen, war von vornherein klar, daß nun noch lange und breite Verhandlungen nötig seien, um die allgemeinen Bedingungen in das Specielle zu übertragen. Die Hauptpunkte bleiben immer: Die Strafe für die Räubführer und die Schadloshaltungen. Da wird es sehr hapern, so verlangen z. B. die französischen Missionen allein 50 Millionen Francs. Unsere deutschen Streifcolonnen haben auf ihren Zügen weitere erhebliche Beute an Munition und Kriegsausrüstungen aller Art gemacht. Die Bozgerschaaren lassen sich aber doch nicht so leicht ganz austrotten. Sie tauchen immer von Neuem auf, jetzt wieder an der Linie Paotingfu-Peking. Eine kleine französische Colonne wird sogar von reinerem chinesischem Militär bedroht. Alles das würde längst vorbei sein, wenn die Mächte die chinesische Regierung schärfer vordrängen. Aber da hapert's. Mit Uihungtschang soll es schlecht stehen, sein Leiden soll Altersschwäche, er ist den Achtzigern nahe, sein. Wenn auch nicht gerade ein schnelles Ableben erwartet wird, soll er doch zu geistigen Arbeiten nicht mehr befähigt sein.

Afrika.

Ehre dem Ehre gebührt! Die englische Regierung hat dem Kap-Gouverneur Milner der nächst Chamberlain und Cecil Rhodes am nächsten Schuld am Buren-Kriege hat, das Großkreuz des Bath-Ordens verliehen. In der unerfreulichen Lage auf dem Kriegsschauplatz ist keine Aenderung eingetreten und in absehbarer Zeit auch keine ernstliche zu erwarten. Lord Kitcheners Truppen sind mehr oder weniger marode, sie

können die Strapazen nicht mehr aushalten und das ist nach dem, was die Buren ihnen zumuthen, auch nicht wundebar. In London ist darob die Stimmung trüb, trüber als vor einem Jahre, trotzdem man damals noch keine Erfolge errungen hatte. Die Niederlage einer englischen Colonne bei Helvetia, unweit Lydenburg, beweist, daß auch dieser District, in dem schon vor mehreren Monaten jeder Widerstand gebrochen sein sollte, noch im Besitz der Buren ist, und der Verlust von mehreren Hundert Mann bestätigt das oben über die Marodigkeit der britischen Truppen Gesagte. Der Umstand, daß die Buren jetzt so häufig kleinere englische Colonnen mit gutem Erfolge angreifen, läßt klar erkennen, daß die Herbeischaffung von Lebensmitteln und Pferdefutter immer schwieriger wird, denn fast alle diese Colonnen waren Proviandcolonnen, die nach allen Richtungen der Windrose hinausgeschickt waren. Die Buren wissen ganz genau, wo die Achillesferse ihrer Gegner ist, Hunger soll sie zum Lande hinaustreiben. In der Kapcolonie, wo sich die Buren noch immer frei und nach ihrem Willen bewegen, dauern die Verhaftungen bekannter nichtenglischer Persönlichkeiten fort. Daß darin alles Andere als eine Verhütung der Kapkolonisten zu suchen ist, liegt doch auf der Hand. Lord Kitchener muß selbst einräumen, daß die Zerstörung der Eisenbahnen in der Kapcolonie durch die Buren ungehemmt fortgeschreitet. Bei Rosmead nahmen die Buren einen ganzen englischen Proviand- und Munitionszug, den sie verbrannten, nachdem sie sich mit Allem, was sie gebrauchen konnten, versorgt hatten. 60 Engländer wurden gefangen genommen. Auch bei Widdelburg sind Burenhaaren über die Grenzen gebrochen, britische Truppen zum Widerstand fehlten. Ein Aufruf an die Kapkolonisten, sich den englischen Truppen anzuschließen, den die Regierung veröffentlichte, hatte gar keinen Erfolg; wie es aber mit den Briten steht, zeigt die Thatsache, daß der Aufruf nötig wurde.

Aus dem Muldenthale.

*Waldenburg, 2. Januar. So wären wir denn im zwanzigsten Jahrhundert und der Winter, der mit einem Male in harter Strenge aufgetreten ist, hat uns das Geleit über die Schwelle zum neuen Jahrhundert gegeben. An Gratulationen und Glückwünschen hat es auch diesmal, zum richtigen Jahrhundert-Anfang, ebenso wenig gefehlt wie im Vorjahre zu dem amtlich verfügten Jahrhundertbeginn! Die Post hatte allenthalben gewaltig zu thun. Eine Jahrhundertpostkarte hat sie freilich nicht zum zweiten Male herausgeben können; einem Sammler im oberen Erzgebirge hat dies Veranlassung gegeben, eine „inoffizielle, aber factische Jahrhundert-Postkarte,“ wie der Aufdruck lautet, herstellen zu lassen und der Post zur Beförderung aufzugeben. Das Kärtchen zeigt folgendes originelle Gedichtchen:

Zur Jahrhundertwende 1900/1901.
Wenn Pöbblieski auch sich wundert:
Zu Ende ist er's das Jahrhundert
An diesem ersten Januar.
Mag es der Kaiser auch verfügen,
Wir können nimmer uns begnügen
Mit hundert minus einem Jahr.

Unterhaltungstheil.

Der Engel von Weißfeld.

Von Adolf Reiter.
(Fortsetzung.)

53)

Der Vorhang ging auf und Freda spielte in ihrem Zobelpelz die Königin wunderbar schön.

Wahrhaft hinreißend war das Spiel im zweiten Akt, wo sie auf der Flucht vor ihrem Gemahl, als Bäuerin verkleidet, überall unbehindert passirte. Unbefangen und gewandt sprach sie in der Weise der Bäuerinnen, bis sie mit ihrem ebenfalls in Bauerntracht gekleideten Gesolge nach der Grenzstation kommen sollte, von wo aus ihnen allen die goldene Freiheit winkte. Allein dort war eine Anzahl Gendarmen stationirt, welche genau revidiren und die Königin recognosciren sollten; hauptsächlich hatten sie auf die Dame mit dem bekannten „Königin-Pelz“ zu vigiliren. Das hatte der treue Kammerdiener der Königin erfahren, und um nun seiner Herrin die Flucht nach dem Auslande mit Sicherheit zu ermöglichen, entschloß sich eine in dem Alter der Königin stehende Hofdame, welche auch fast das Aussehen der Landesmutter hatte, in dem erwähnten Pelz nach der Grenzstation zu reisen, um sich dort als die Königin gefangen nehmen zu lassen. Die Ausführung des Planes gelang auch sofort; die Gendarmen zogen mit der Hofdame ab und unmittelbar darauf reiste die wirkliche Königin unbehindert über die Grenze in das Ausland ab — sie war durch ihren Pelz dem tyrannischen Gemahl glücklich entkommen. Lauter Jubel über den Pelz, den Herr Schwarzkopf der schönen Freda geschenkt hatte! Das war für Frau Schwarzkopf denn doch zu viel.

Die Vorstellung war zu Ende. Die schöne Freda wurde nach Schluß noch wiederholt hervorgehoben, und der Jubel wollte kein Ende nehmen, während Frau Schwarzkopf mit ihrer Gesellschafterin eilig hinausging.

Unten angelangt, hat sie Martha, aus der im Souterrain des Theaters liegenden Conditorei Einiges zu holen; sie selbst wolle in der Nähe des einen Pfeilers stehen bleiben und warten. Martha ging und als sie zurückkam, war Frau Schwarzkopf trotz allen Suchens nicht mehr zu finden. Die Gesellschafterin war nicht wenig bestürzt, zumal sie sich das eigenthümliche Benehmen, welches ihre Herrin an diesem Abend gezeigt hatte, vergewaltigte. Sie machte sich bereits den Vorwurf, der armen Frau Folge geleistet zu haben, denn welchen anderen Zweck sollte das Fortschicken Martha's wohl gehabt haben, als daß die Herrin sich von ihr trennen und sodann den Tod in den Wellen der Seine suchen wollte?

„Was war nun zu thun? Martha eilte nach Hause — wie seltsam, sie konnte es sich als ihr Heim nicht mehr denken.“

„Ist die gnädige Frau nach Hause gekommen?“ fragte sie hastig den Diener.

„Nein, Herr Schwarzkopf ist auch noch nicht hier.“

„So begleiten Sie mich nach dem Theater zurück; ich muß sie suchen; sie hat sich von mir getrennt.“

Der Diener folgte.

In der Nähe des Theaters begegneten sie einer großen Menge Menschen, welche anscheinend aus dem Theater gekommen waren und sich laut über die „arme Freda“ unterhielten, auch allerlei Verwünschungen auf den Mörder ausstießen.

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Martha eine Frau, welche sich die Augen trocknete.

„Etwas sehr Schreckliches, und Sie wissen es noch nicht? Die schöne Freda, unser Theater-Liebling, ist todt! O Gott, ich mag es nicht näher beschreiben. Fragen Sie andere.“

Zimmer lauter hörte Martha die Klagen und Flüche.

„Ist die Sängerin Ferrara todt?“ fragte Martha jetzt ein junges Mädchen.

„Todt? Nein, noch nicht, aber es wäre besser, sie

wäre todt! Sie hat heute wieder so wunderschön gespielt und gesungen. Die Oper ist zu Ende; sie bestiegt ihre Equipage und zwanzig Schritt ist sie gefahren, als ihr, der Ahnungslosen, aus dem dicht angesammelten Publikum eine Dynamitpatrone in den Wagen geworfen wird; dieselbe explodirt und zerreißt der Freda das Gesicht in der schrecklichsten Weise.“

„Ach, und dieser guten Seele verdanke ich meine Existenz! Ich bin Ballettänzerin — durch ihre Menschenfreundlichkeit geworden! Sie hat mich, als ich noch klein war, sehr lieb gewonnen, und da sie bei mir Anlagen für das Ballet entdeckte, ich aber das Kind unbemittelter Eltern war, hat sie mich zur Ballettänzerin ausbilden lassen. Ach, die gute Ferrara!“ Die Weinende ging händeringend weiter.

„Wissen Sie nicht, wer das Verbrechen an der Ferrara begangen hat?“ rief ihr Martha noch nach.

„Das weiß ich nicht. Der Reid hat jedenfalls die Veranlassung gegeben, da durch ihr Auftreten ihre Kolleginnen alle in den Schatten gestellt wurden.“

Indem sie noch sprachen, kam langsam ein Krankenwagen um die Straßenecke, und viele Leute, Alt und Jung, folgten demselben in tiefem Ernst und Schweigen. Alle schauten unverwandt nach dem mit schwarzem Tuch überzogenen Wagen hin, denn sein innerer Raum barg den beinahe entseelten Körper der gefeierten Sängerin. Das Ganze glich einem Leichenzuge. Nicht nur zu Fuß folgte man, auch Equipagen, deren Insassen dem vornehmen Theater-Publikum angehörten, hatten sich dem Zuge angeschlossen, in der Hoffnung, von den Ärzten des Krankenhauses, wo die Schwerverletzte aufgenommen werden sollte, beruhigende Mittheilung über den Zustand der Patientin zu erfahren; im schlimmsten Falle hätten sie der Sterbenden noch ein würdiges letztes Geleite gegeben. Und — die letztere Annahme traf zu: die schöne Freda war auf dem Transport nach dem Krankenhaus gestorben.

(Fortsetzung folgt.)